

Geheimt täglich nachmitt. mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.
Abonnementspreis monatlich 80 Pf.
Die Neue Welt (Kulturzeitung) durch die Post nicht bezogen, kostet monatlich 10 Pf.



Inserionsgebühr beträgt für die 6 spaltenweitigen Zeilen Raum 20 Pf.
Inserate für die 6 spaltenweitigen Zeilen müssen spätestens die vorvermerkte Expedition aufgegeben sein.

Sozialdemokratisches Organ

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Merseburg, Delitzsch-Bitterfeld, Naumburg-Weißenfels-Beitz, Wittenberg-Schweinitz, Corgau-Liebenwerda, Sangerhausen-Erfartaberga und die Mansfelder Kreise. Expedition: Harz 42/43. Redaktion: Harz 42/43.

Am den Vorkritt!

Präsident Roosevelt wird viel diplomatisches Geschick aufweisen müssen, wenn aus den auf seinen Antrieb unternommenen russisch-japanischen Friedensverhandlungen wirklich der Friede herorgeht. Was bisher aus dem Munde der beiderseitigen Unterhändler verlauscht hat, gibt der Hoffnung auf positive Ergebnisse der Konferenz keine Nahrung.

geber schon zu allerhand komischen Auskunftsmitgliedern bei Empfängen genötigt hat, nicht entscheiden. Was wir aber wohl verstehen und kennzeichnen finden, das ist die ganze Erbärmlichkeit einer Janswurfsdiade, die bei Entscheidungen von weltgeschichtlicher Bedeutung sich mit derartigen Auswüchsen überpaart abgibt.

Tagesschau.

Halle a. S., 9. August 1905. Sand in die Augen.

Zur der Meldung, daß 5000 Mann weitere Verpflegung nach Südwestafrika geandt werden sollen, schreibt die Nationalztg., jedenfalls auf Grund höherer Inspirationen: Die Deutsche Zeitung brachte vor einigen Tagen die Meldung, daß weitere Verpflegungen in Höhe von fünfzehntausend Mann nach Deutsch-Südwestafrika geschickt werden würden.

Schweigen bringen soll Mit unehrlicher Spitzfindigkeit wird hier die Tatsache verheimlicht, daß es sich bei den 800 Mann schon um Reservisten handelt, bei denen das Budgetrecht des Reichstages in Betracht kommt.

Der Wahlrechtsstreit in Südbaiern ist abgeklungen.

Die Bürgerchaft, wie die Vertretung der Arbeiter, Hausbesitzer, und Notableninteressen dort genannt wird, hat entschieden, künftig wählen die Bürger mit mehr als 2000 Mark Einkommen 105 Vertreter, während die mit weniger Einkommen Belegneten nicht mehr als 15 Mitglieder in jene Körperschaft entsenden dürfen.

29) Nachdruck verboten.

Rebellen.

Ein sozialer Roman von Karl Morburger.

Nach einer Stunde erhob sich die Koltsa und fragte Hermine, ob sie heute abend etwas Besonderes vor habe. Nein, war die Antwort. Dann möge sie zur Lavrow begleiten, eine Freundin, die sie ebenfalls interessieren werde.

gegangen. Mit so viel Aufopferung und Energie und Umlicht arbeiteten alle damals; namentlich die Perowskaja, und die Lavrow habe eine ähnliche Energie. Sie wolle noch einige Monate hier bleiben und dann nach Rußland zurück.

Seien, die aufpassen und haraguerieren. Die Lavrow hat die beiden, sich selbst Leie einzuweihen, da sie gerade in eine interessante Debatte verwickelt ist.

Zur Unterhaltung und Belehrung.

Wochenbeilage

zum Volksblatt für Halle und den Saalkreis.

1905

Donnerstag, 10. August

Nr. 32

(Nachdruck verboten.)

Germania im Ausland.

Unangenehme Wahrheiten von Karl Böttcher.

IV.

Unter Germania liest zum Europa-Klatsch, ja, oft zum Weltklatsch, den meisten Stoff. Man weiß, diejenigen Frauen, von denen man am wenigsten spricht, sind die besten. Ob dies auch von Ländern gilt? . . .

Wer im fernem Ausland die große Presse durchstöbert, findet beständig in den Berichten aus Deutschland die buntesten Uebertragungen. Zumeist, daß diese fremden Zeitungen ihre helle Bewunderung über so viele, viele eigenartige deutsche Vorgänge in langen Artikeln ablagern. Da gibt's immer etwas Neues zum Bewundern, zum Kommentieren, zum Kopfschütteln, zum Besahren, ja, oft zum Verspotten. Vorgänge von „hoch oben“ an bis tief herunter, an deren Besonderlichkeit man innerhalb der deutschen Grenzen längst gewöhnt ist und für die man im Dunst nationaler Vorurteile keine Empfindung mehr hat.

Es stimmen die ausländischen Zeitungen über solch deutsche Vorgänge das selbe Miserere des Bedauerns an, wie es etwa deutsche Blätter tun, wenn sie sich mit voller Orgel über russische, dem zwanzigsten Jahrhundert zuwiderlaufende Absorbnitäten, entrüsten.

Wenn man diese bösen fremden Zeitungsstimmen hört, man könnte meinen, Deutschland wolle zum Vergnügen des Auslands eine lange Stegessallee gutfundierter Diamanten errichten. Und man gewahrt: nicht mehr hallt der Ruhm unseres geliebten Vaterlandes gleich einer viktoria-gellenden Fanfare hinein in die Welt — nein, dumpf, wie gedämpfter Tronmetschall, flütert er durch die Lande.

Was aber ist es, das da draußen berart in den Kreis der Betrachtung gezogen wird?

Ich will das Markanteste vorführen, selbst wenn ich Schwerpeinliches berühren müßte.

Viel beschäftigt sich das Ausland mit den deutschen Fürsten. Wenn es deren auch nicht mehr so viele gibt, wie zu jener Zeit, da Heinrich Heine sang:

Ich hörte Deutschland schnarren,
Es lag in sicherer Hut
Von zweihundertdreißig Monarchen —

— die vorhandenen Potentaten, Kronprinzen, Prinzen, Prinzessinnen bieten durch Thronbesteigungen, Ordensverleihungen, Heiraten, Scheidungsprozesse, Kindtaufen, Denkmalsentwürfen, Jubiläen, Reden, Prekursorfolgungen, Reisen, herumstumpfen in verschiedenen Ränften, Internierung in Irrenhäusern und dergleichen „Menschliches, Allzumenschliches“ der ausländischen Kritik hinlänglich Stoff zur allerhand Betrachtungen.

Freilich — von wirklicher Popularität, jener ehrgoldnen Volkstümlichkeit, deren sich beispielsweise Viktor Emanuel II. von Italien bei seinem Erdenwallen erfreute, ist wohl keiner unserer Fürsten unähnlich.

O, der mußte: die Blume künstlicher Popularität gedeiht nicht in der Atmosphäre einer schnauzenden Polizei, erblüht nicht im aufbrodelnden Wehtrauch hofmännischer Kriecherfüßchen; sie wächst vielmehr auf jenem fruchtbaren Boden, wo das stolze Selbstbewußtsein des freien Mannes emporproßt. . . .

Der mußte: solche Popularität eines Fürsten ist, was bei einem Gedicht die Stimmung, was bei der Rose der Duft — das Talent dazu ist angeboren; künstlich nachhelfen — eine faule Sache. Nicht sportsmäßige Vielrednerei, die verschiedene politische Parteien aneinander heht, nicht das die Unterstreichen eines humoristischen Hofzeremoniells, nicht das Arrangieren prunkvoller Gedichtfeiern, bei denen er schließlich nur ein

Fest um seine höchsteigene Person herum arrangiert, nicht das unermüdete Einmischen und Endurteilssprechen bei allen möglichen wichtigen Fragen — nichts hilft.

Im Gegenteil, so etwas erweckt nur grausame Enttäuschung, wobei oft das Sich-Lächerlich-machen weit hinausdringt ins Ausland. Nein, das Leben mit dem Volk, ohne verstümmelte Popularitätshascherei — das ist in unserer modernen Zeit das echte.

Unser Deutschland liefert dem Ausland herrlichen Wein, ein köstliches süßiger Gedicht, erwidert von der Sonnenglut an den Nebengehängen des Rheins; liest ihm Bier, Bier und wieder Bier; liefert ihm tausend andere rühmenswerte Sachen — mit dem Export gewisser zahlreicher offizieller Reden jedoch hat es weniger Glück. . . .

Es scheint, daß diese in der Luft der Heimat vielfach gezeierten Reden durch den Versand oft leiden; sie werden beim Transport über die Alpen, beim Telegraphieren über den Ozean, bei Behandlung in fremden Druckpressen schlecht, fahern zu hundert Teufeln heraus und liegen dann um so empfindlicher in die ausländischen Nasen. —

Kalt greift's ans Herz, wenn man beobachtet, wie die große Auslandspresse die Knudgebungen Wilhelm II. abhandelt, lassen dieselben sich mit Dingen der Kunst und Literatur befassen. Ich verweise nur auf die bunten ausländischen Erörterungen darüber, wie kürzlich durch alle deutschen Gauen die nationale Schülerfeier jubelte, welche „von der sonst so mitteilungsfreundigen Allerhöchsten Stelle ohne jeden Widerhall blieb“, wie aber fast gleichzeitig auf einen untergeordneten Schwandichter ob seines Werks die kaiserliche Anerkennung herabströufelte.

Insonderheit fällt es jener Presse auf, welche Art von Literatur-Erzeugnissen die Befehlungen des Allerhöchsten Befehls entsefelt. Sie ergeht sich in Betrachtungen, die sogar deutschen Zeitungen entnommen wurden, wie „glänzend“ sozusagen jene Gesichtsrichtung ist. Eine Vorliebe für künstlerische Sterne mit gedämpften Leuchten. „Charleys Tante“, Lauffs Dramen, Ohnet, Kipling, Jules Verne, Rodenburg, Leoncavallo — das sind die Glücklichen, die bisher vom Kaiser ausgezeichnet wurden. Einer unserer ernsthaftesten Dichter, einer von denen, die unserm Herzen etwas zu sagen haben, ist nicht darunter. Kann es anders sein, als daß man zwar neidlos, aber mit Trauer auf die Liste der Belobten blickt, daß man wägt und zu leicht befindet?“

Wahre Hornissenester von ähnden Bosheiten schwirren auf, sobald die Auslandspresse auf die deutschen Denkmals-Entwürfen zu sprechen kommt. Und wenn sie erörtert, daß es bei dieser wackeren Emsigkeit im Denkmalsentwürfen sogar noch Denkmalsprojekte gibt, welche trotz der bereits vorhandenen, tapfer zusammengetrommelten hohen Kosten — „nicht genehmigt“ wurden, so stoßt ihr heinige der Atem.

Inzwischen konstatiert sie gewissenhaft, wie man nur so drauflos unermüdet weiter enthüllt. . . .

Denkmals-Entwürfen in Berlin, Denkmals-Entwürfen in Hamburg, Denkmals-Entwürfen in Köln, Denkmals-Entwürfen in Treuenbrieten an der Mauter, Denkmals-Entwürfen in Bamberg an der Lambe — ganz gleich wo, wenn nur ein neues Denkmal auf dem Plan erscheint. . . .

Frei, Gesellen, seid zur Hand! Den schwarzen Steinrock heraus! Die Medaille draufbaumelt! Nieder den Sonnenstein. Unheimlicher Festtrubel. Die Hüllen nieder! Lusch und Fanfare! . . .

Und Neben geschwungen: immer schick-ortig dasselbe Dekorationsstück, dasselbe zurechtgedrehte Lächeln, dieselben großen Worte, derselbe Bumbum des Rufms. Große Phrasen verpufft. Wohl gar allerhand Versprechungen aufgeschäuft und

fo — patriotische Schulden gemacht. Himmel-Herrgott-Sakra-
ment!

Mit den inländischen deutschen Denkmälern aber noch nicht
genug. Auch „ausländische“ kommen in Betracht — jene näm-
lich, mit denen deutscherseits andere Nationen dekoriert wurden.
Die ausländische Mißachtung gegen diese wohlgemeinten Ge-
schenke ist eine beständig sickernde Quelle stichelnder Bisse
über unser Vaterland. Sie spricht eine Sprache des Hohns,
von welcher ich lieber in zarter Rücksicht auf unser braves
Volkgeheiß hier nichts verlauten lasse.

Ob sich dertel nicht besser vermeiden ließe? . . .

Tanger.

Von A. Wildgans in der Wiener Arb.-Btg.

Nach Tanger kamen wir von den Kanarischen Inseln her.
Es war in den ersten Tagen des November. Allein die Sonne
brannte unbarmherzig hernieder und lähmte jede Bewegung
der Luft. Wie in eine tragflüssige Glasmasse schnitt unser
Schiff durch die regungslose See, über deren milchigblauer
Fläche weißliche Dunste lagerten. So still war das Meer,
daß man auf viele hundert Meter hin das Spiel der Delphine
beobachten konnte. Als wir dann eines Morgens in der Bucht
von Tanger erwachten, waren Luft und Wasser klar, tiefblau
leuchtend. Am Ufer aber lagte eine Stadt empor, die, von
der Morgensonne überglänzt, einen zauberischen Anblick bot.
Goldig schimmernde Ruinen krönten einen hohen Hügel. Mosaik-
weiß schienen die unregelmäßigen Häusermassen, die seine Hänge
bedeckten. In dem grellen Lichte sind die Schatten um so
dunkler. Jede Kante der unzähligen Schiefdächer, Erker,
Zinnen, Mauervorsprünge und Türmchen ist mit unglaublicher
Schärfe gezeichnet. Hier und dort blüht sich eine Kuppel. Bis
zum Meere herunter ziehen sich die Befestigungen. Von ihren
Zinnen lugen Kanonentore. Aber sie wirken mehr dekorativ
als imponierend, um so mehr, als sich hinter den Wellen
helles, friedliches Grün von dem allertümlichen Gemäuer
abhebt.

So präsentiert sich Tanger, vom Meere aus gesehen.

Auf dem langen hölzernen Molo, der mit zu der Phylago-
nomie der Stadt gehört, erwartete uns ein Haufen bunter
Menschen. Bunt durch die malarisch kolorierten Trachten und
durch die verschiedenen Hautfarben. Ein babylonisches
Sprachenschaos lärmte dem Ausitzenden entgegen. In ge-
wöhnlichem Englisch, Französisch, Spanisch, zuweilen auch Deutsch,
werden die Führer, Kähne und Maultiere angeboten. Wer des
Rächste am Plage ist, gleichgültig, ob man seine Dienste an-
nimmt oder nicht, duldet keine Konturrenz mehr. Dennoch
wird sie ihn von Dutzenden seinesgleichen gemacht. Sie suchen
sich gegenseitig wegzustoßen und zu überschreien. Die schrillen
oder heiser frischen Stimmen verfügen über eine gellende
Kraft, die Zungen über eine beispiellose Gewandtheit, im
schnellsten Tempo lauter fast gleichtönende Vokale auszusprechen,
die von gurgelnden und zischen Konsonanten unterbrochen
sind. Aus dieser ganzen betäubenden Symphonie tönt aber
immer wieder, bald laut, bald leiser, von hohen und tiefen
Stimmen, bringend, herausfordernd, klagend, scheinbar entrückt
das Leitmotiv des Orients: *Wakisch — Wakisch*. Und
braune Hände und gelbe und schwarze und weißliche, Greisen-
hände, Kinder- und Männerhände strecken sich hungrig und
schmutzig dem Europäer entgegen, indem er als *Misier* ange-
kettelt wird, als *Monsieur*, als *Herr*, als *Lord*, als *Sennor*
und als *Misier Pring*.

Unter solchen Umständen, umsprungen und umschrien von
iner Knabenschar, betritt man durch ein altes Tor die Stadt.
Im Vormittag, so lange die Sonne noch nicht senkrecht nieder-
senkt, vermögen ihre schattigen Gassen sogar kühl zu sein. Doch
und manche von ihnen so eng, daß ein stark behafteter Esel,
von dessen Flanken entweder Eimer oder Körbe mit Sand,
Ziegelsteinen oder Gemüse wegstagen, zuweilen so eingezwängt
wird, daß er weder vorwärts noch rückwärts kann. In solchen
und ähnlichen Fällen ist natürlich die Passage bis auf weiteres
ehemmt. Es sammelt sich dann vor und hinter dem Hinder-
nis Menschen und Tiere in hellen Haufen an, und es dauert
geraume Zeit, bis sich der Wirrwarr unter erregten Zurufen
und Jörnbliden aus funkelnden Augen, unter Getrampel und
Sehen der geschlagenen Tiere wieder auflöst.

Aber nicht alle Gassen sind so eng. Die Hauptstraße, welche
durch das nördliche Tor in den Marktplatz mündet, ist verhält-
nismäßig breit und dient einem ungemein lebhaften Verkehr.
Freilich wird die Bewegungsfreiheit auch hier vielfach gestört,
insbesondere dadurch, daß in dieser vornehmsten Straße die
Bemüßhändler ihre Wuden aufgeschlagen haben und sich nicht
damit begnügen, ihre Waren auf den Stellagen auszubreiten.
Sondern mit flachen und tiefen Körben, Kisten und Tüchern,
auf denen Zwiebeln in Pyramiden aufgeschüttet sind, die Hälfte
es Straßengrundes einnehmen. Dann kommen die Freischnen-

den, die an manchem Stande einen Ball von Menschen bilden,
an deren Rücken fortwährend von Ellbogen Vorüberreitender,
von Körben und Schläuchen beladener Tragtiere gelassen wird.
Das hindert diese Leute aber nicht, ihre Geschäfte in der un-
ständlichsten Weise zu erledigen. Dann aber sieht man den
einen oder die andere sich aus dem Haufen herauszwingen.
Dieses Weib, das bis auf die Augen ganz in grobes Leinen
gehüllt ist, trägt einen Korb mit herrlichen Gemüsen auf dem
Kopfe; jener Maure balanciert eine mächtige gelbe Melone auf
den gestreckten Fingern der braunen Hand.

Inzwischen strömt vom und zum nördlichen Tore ein dichtes
Gewimmel. Da schreiten ernste Araber in weissem *Bucrus*,
andere reiten auf Pferden oder Kamelen. Kabylen mit blauen
Mänteln, Mauren in weißen Ärmelhembden, bunten Westen
und kurzen Beinkleidern drängen durcheinander. Häufig be-
gegnet man Negern mit blutroten Hängelippen und Tieraugen,
deren reichliches Weiß abstoßend und gähnig von der schwarz-
brannen Hautfarbe absteht. Sie und die anderen tragen regel-
mäßig den Turban. Daneben kommt auch vor, daß das Haupt
bloß und — bis auf ein zusammengebundenes Haarbüschel auf
dem Hinterkopf — gelehrt getragen wird. So sieht man es
zumeist bei den jungen Feltelbären und anderen Knaben.

Genoß des Nordtores aber dehnt sich der große Markt hin.
Da reißt sich Bude an Bude, Zelt an Zelt. Auch hier nehmen
die Obst- und Gemüsehändler die erste Stelle ein. Doch werden
hier auch viele andere Artikel feilgeboten. Töpfer- und Holz-
waren, billige Stoffe, Zuderwerk, Del. Lampen und anderer
Hausrat. Schmutzige schwarzhaarige Weiber, denen der Koran
nicht Verhüllung gebietet, braten die und dort Fische oder
Kartoffeln am offenen Feuer. Nicht weit davon lauert ein
Magier unter niederem Zeltdach. In einem ausgetrockneten
Kinnial liegt ein unförmliches Etwas in schmutziges Zeug ge-
hüllt. Eine braune Hand oder ein Fuß, der aus den Lumpen
lugt, verrät, daß das ein schlafender Mensch ist, der seinen
Kopf gegen die Sonne verdeckt hat. An der Ecke eines Hauses
breitet ein Greis mit langem weißen Barte und dünnen Armen
und Beinen ein Tuch aus, verneigt sich gegen die Sonne und
verharrt geraume Zeit knieend, die Stirn auf die Erde gedrückt.
Nicht weit davon übt ein Schuster, daneben ein Weber sein
Handwerk, indes die Advokaten in ihren Zelten sitzen. Unbe-
weßlich starren sie auf entrollte Schriften zu ihren Füßen und
harren des Rechtsfalles.

Den streitenden Parteien folgen sie zum Kadi. Dieser hat
sein Amtssitz in der Nähe des Gouverneurpalastes und des
höchsten Gerichtshofes. Durch ein Gitterfenster ist sein Zimmer
mit dem Raume verbunden, in dem die Gegner in leidenschaft-
lichstem Tone um ihr Recht streiten. Seinem Urteil fügt sich,
was auf den Koran schwört.

Der oberste Gerichtshof ist eine Halle, von schlanken Säulen
und maurischen Bögen getragen. Ihre Front gegen die Straße
hin ist offen. Da sieht man denn die ehrwürdigen Richter-
greise in ihren sorgfältig geschürzten Mänteln, die Turbane auf
dem Haupt, nachdenklich über die bunten Steinfliesen auf und
nieder wandeln. Andere ruhen auf niederen Divans, Schrift-
rollen und Schreibzeug neben sich. Wieder andere sind in
halblautes Gespräch vertieft.

Knapp an diese Halle schließt das Palais des mohammeda-
nischen Gouverneurs. Dieser ist der Stellvertreter und Minister
des Neukern des Sultans von Marokko, welcher selbst in seiner
Hauptstadt Marrakesch residiert. An dem Tore des Gouver-
neurpalastes halten zwei Schwarze in prächtigen Gewändern
mit gezogenem Krummschwert Wache. Im Dämmern des tiefen
Flurs gewahrt man von der Straße aus den greisen Würden-
träger auf einem erhöhten Sitze von Teppichen und Polstern.

Aber kehren wir auf den Marktplatz zurück, um daselbst eines
der hoch- und rotgefärbten Maultiere zu besteigen, die für den
Verkehr der Europäer und reichen Muselmanen bereit stehen.
Da trägt uns der Rücken des gedulbigen Tieres aus dem Ge-
weß der Anhöhe hinauf, wo die marokkanische Garnison ihr
Zeltlager hat. Pyramiden langer, veralteter Gewehre, ange-
bundene Pferde, Soldaten in Gruppen, Wagen und Zelte
heben sich malerisch genug über der Kontur des Hügels von
dem klaren Himmel ab.

Der Treiber flachtelt durch unausgesehtes Rufen und Schlagen
das Maultier zu rascherem Tempo an. Lange scheint es taub
und gefühllos. Endlich fällt es in seinen eigentümlichen kurzen
Trab und die Höhe ist bald erreicht. Da haben wir die
Mauermassen der Stadt im Rücken, vor uns aber liegt ein
grünes Tal, zur Rechten blaut eine Meerbucht. Da überkommt
es einen wie eine Verjöhnung mit dieser erbarungslos sen-
genden Afrikaonne, wenn man sieht, welche liebliche Wunder
sie in diesem Tale mehr gestattet als wirkt. Unendlich rein
und lind weht da die Luft und trägt auf ihren Schwingen
jenen unbeschreiblich feinen und zugleich müden Duft, wie ihn
die südlüche Vegetation aushaucht.

Schmude Willen, die meist den Funktionären europäischer
Staaten gehören, ragen über die Wipfel üppiger Bäume. Da
verschlingen immergrüne Eichen ihre Äste mit denen der zart-
farzigen Lärchen. Pinien spannen ihre Schirme über niedere

Thujen und Sträucher mit großen Lilablüten. Jasmin und Rosen duften aus den Gärten.

Als wir in die Stadt zurückkamen, war die Sonne im Untergehen. An die weißen Zinnen, an die schlanken Minarets und breiten Kuppeln schmiegte sich der letzte Schimmer des Tages. Jenseits lag der Himmel schon in tiefem Dunkel. Mond und Sterne begannen ihr mildes Leuchten. In den Straßen war Feierabend. Die Muselmanen wählten von der Arbeit und saßen auf den Schwellen ihrer offenen Läden, aus denen matter Lampenschimmer auf die Straßen fiel. Das ist die Zeit, wo sich jung und alt um die Wahrsager und Märchen-erzähler schart. Sie und da eintöniger Saitenklang, manchmal das gedämpfte Pochen eines Tamburins aus dem Innern eines Hauses. Man bleibt stehen, horcht.

Der Eintritt ist dem Ungläubigen verwehrt. Um so reger wächst die Phantasie. Was man gelesen und gehört von dem Zauber entschleierter Prinzessinnen, von den glutäugigen Oda-lissen, deren Lippen schwer sind von der Sehnsucht nach Küffen, was einem nur leise erzählt worden von Opiumräuschen und dem orgastischen Tausel hüllenloser Tänze, wacht auf und erfüllt die Lust mit einem Wangen von Neugierde bis zu fieberischer Bekommenheit.

Da vermag auch nicht die kühle Mairluft zu säntiaen. Ein heißer Men strömte auf unser Schiff herüber von der Stadt, die im Mondesglanz lag.

Wer dachte da nicht an „Tausend und eine Nacht“.

Ein Kinderschiedsal.

Heidelberg, 21. Juli.

Wir, die wir lange Zeit im Auslande lebten und nach Deutschland zurückkehren, sehen und hören in unserem alten Vaterlande so manches, für das wir das Verständnis verloren haben. Und wenn wir unsere Bekannten dann fragen: „Ja, ist es denn wahr, oder ist es ein böser Traum?“, dann versichern sie mit patriotischem Stolz: „Gewiß ist es wahr!“ und vielleicht setzen sie im heiligen Zorne hinzu: „Sie waterlands-loser Gejelle!“

Ich besitze eine ganze Sammlung deutscher Zeitungsaus-schnitte, die mir böse Träume zu erzählen scheinen. Die eine Abtheilung meiner Sammlung führt die Bezeichnung „Kinder-verurtheilungen“. Sie wurde gestern durch folgenden Ausschnitt des Heidelberger Tageblattes (vom 20. Juli) vermehrt:

Gerichtshalle.

-st. Heidelberg, 18. Juli. (Strafkammer-sitzung vom 14. Juli.) Vorsitzender: Landgerichtsdirektor v. Stochorner. Vertreter der Anklage: Staatsanwalt Dr. Sebold. Die 14 Jahre alte Anna Lambrecht von hier hat am 24. Mai dieses Jahres dem Metzger Busch hier aus deren Ladenkasse, die sie mit einem dazu gehörigen Schlüssel geöffnet hatte, ein Zweimarkstück entwendet. Sie wird deshalb unter Verurtheilung ihrer Jugend zu drei Wochen Gefängnis verurteilt.

Wie doch die Reportersprache so kurz und bündig ist! Ein paar Zeilen und das ganze Menschenschicksal ist erledigt. So ein Bericht ist wie ein kleiner Kindersatz bei armen Leuten — kurz, schmucklos, schwarz —; mit dem letzten Federstrich klappt der Deckel zu und was darunter liegt, kann saulen.

Drei Wochen Gefängnis hatte der Richter einem bisher unbescholtenen, 14jährigen Kinde zudiktirt, weil es zwei Mark gestohlen. Und der Berichterstatter preist noch die Milde des Urtheils: „Unter Verurtheilung ihrer Jugend“ meinte er in feiner philisteriösen Kleinstadt-Weisheit. Wäre sie zwei oder drei Jahre älter gewesen, weiß der Himmel, man hätte sie vielleicht vierteilen müssen.

Zwar soll man sich der hohen Obrigkeit hübsch fügen und an einem richterlichen Urtheile nicht deuteln, namentlich nicht in einer kleinen Stadt, aber wir, die wir so lange im Auslande waren, fühlen gelegentlich den freien Oceanwind, wie er uns nach dieser oder jener Richtung treibt. Und so fühlte ich ihn auch wieder einmal im Nacken, nachdem ich jene Zeitungsnote gelesen hatte, und machte mich auf den Weg mit Gedanken, wie sie einem guten Staatsbürger nicht ziemen.

Zunächst ging ich in die Kaiserstraße zum Metzger Busch, in dessen Dienst das Kind gestanden hatte. Die Frau war gerade beschäftigt, eine benachbarte Kantine mit Fleisch zu versorgen. Sie füllte einen großen Handkorb mit Wurstwaren und allerlei Dingen, gar köstlich anzuschauen für zwei große Kinderaugen, die von einer unerbittlichen Natur allzu nahe über einem hungrigen Magen angebracht worden.

Endlich war der Korb gefüllt und Frau Busch wies mich in das freundliche Nebenzimmer. Ja, gewiß, sie würde gern bereit sein, Auskunft zu erteilen. Die Anna Lambrecht sei drei Wochen bei ihr im Dienst gewesen und habe niemals Anlaß zur Klage gegeben. Höflich sei ein Schutzmann gekommen und habe dem Kinde auf den Kopf zugesagt, daß es Geld ge-

stohlen habe. Und das Kind leugnete keinen Augenblick, es habe auch sofort den Erbsäckel der Kassenschublade geholt, den Frau Busch in ihrem Nachttisch verwahrt und den das Kind verwendet hatte.

„Und merkten Sie denn nicht selbst den Diebstahl?“ fragte ich.

„Ich hatte keine Ahnung, bis der Schutzmann kam.“

„Dann kann es sich also nicht um größere Beträge gehandelt haben?“

„Nein, nur um zwei Mark. Anna behauptete, nur dies eine Mal gestohlen zu haben. In der Stadt hatte jemand 300 Mk. verloren, und als die Anna auf dem Meßplatze Geld verschlenkte, meinte man zuerst, daß sie das Geld gefunden habe. Und so kam der Diebstahl heraus.“

„Sonst waren Sie mit dem Kinde zufrieden?“

„Tavohl, sie hat ihre Arbeit getan. Als ich Hilfe brauchte, hat sie sich selbst angeboten.“

„Und wie stehen denn die häuslichen Verhältnisse des Kindes?“

„Sehr schlimm. Die Eltern sind Arbeitsleute, die den ganzen Tag aus dem Hause sind und die Kinder sich selbst überlassen. Die Mutter ist schon zweimal geschieden und jetzt zum dritten Male verheiratet.“

„Warum haben Sie den Strafantrag gestellt?“

„Der Kriminal kam mit dem Antrag und fragte meinen Mann, ob er unterschreiben wolle. Da hat er denn unterschrieben. Wenn solch ein Kind etwas Unrechtes tut, muß es doch auch bestraft werden!“

„Aber man hätte die Bestrafung doch wohl zweckmäßiger einrichten können. Glauben Sie denn, daß das Gefängnis auf das Kind irgend einen wohlthätigen Einfluß üben wird? Und haben Sie das Mädchen nicht der Verführung dadurch ausge-setzt, daß Sie den Schlüssel umherliegen ließen?“

Zur Beantwortung die-er Frage wollte sich Frau Busch die Hilfe ihres Gatten sichern; sie ging fort, lehrte aber allein wieder und sagte, ihr Mann sei gerade bei der Arbeit. Und so ging ich, ohne den Unterzeichner des Strafantrages gesehen zu haben.

Die Mutter des Kindes wohnte ganz in der Nähe oben im fünften Stocke. Auf mehrfachen Pochen wurde mir endlich von einer Frau geöffnet, die hinter den schmutzigen Gardinen der Gestalt emsig an ihrer Kleidung umhergezupft hatte. Rot und harter Kampf sprachen aus ihrem Gesichte. Halb furchtbar sah sie mich an:

„Also Sie sind kein Herr Kriminal? So kommen Sie doch herein!“

Sie entschuldigte sich zunächst eifrig, daß ihre Toilette zum Empfangen von Besuch nicht vorbereitet sei, aber sie habe bis jetzt im Spital geschafft und sei eben erst nach Hause gekommen. Also, ich sei wirklich kein Herr Kriminal? Ja, sie wolle mir alles sagen. Die Anna habe sie unehelich gekriegt. Später sei das Kind vom Armentrat zu einem Väcker in Pflege gegeben worden; dort habe sie im Geschäft geholfen, habe aber Dinge gesehen, die sich nicht schickten, und so sei sie aus eigenem Antriebe zur Mutter zurückgekehrt. In der Schule habe sie sich stets die volle Zufriedenheit der Lehrer erworben und gute Zeugnisse erhalten. Und dann während der Messe sei das Unglück plötzlich gekommen. Ja, das Urtheil sei sehr hart; sie könne nicht sagen, ob Revision eingelegt sei oder sonst irgendwelche Maßregeln getroffen seien, um die Ausführung des Urtheils zu verhindern. Sie habe den Rechtsanwalt nicht verstanden — das sei alles zu gelehrt gewesen. Aber ich solle doch auch ja entschuldigen, daß ihre Toilette und Haav nicht in Ordnung seien.“

Als das Mädchen vom Metzger Busch Knall und Fall entlassen worden, fand es bald darauf bei einem in sehr bescheidenen Verhältnissen lebenden Beamtenpaar Anstellung als Dienstmädchen, ohne daß die Leute von dem Vorfalle wußten. Ich suchte die neue Dienstherrschaft auf und hörte von dem Kinde nur Gutes. Anna sei willig, freundlich und fleißig gewesen; während der acht Wochen ihres Aufenthaltes im Hause habe sie niemals sich irgend etwas zuschulden kommen lassen. Im ersten Schrecken haben die Leute das Mädchen fortgelagt, sich aber sogleich zu besserer Einsicht bekehrt und das Kind schon am Tage nach der Gerichtsverhandlung wieder zu sich genommen.

„Wir wollen die Arme nicht verlassen“, sagte der alte, grau-härtige Mann. „Jedes Kind vergeht sich einmal, und oft trägt kein Hahn danach. Das ist eine furchtbare Strafe für so ein Kind!“

Und nun ließ ich mir die Anna rufen — ein großes, hoch-aufgeschossenes Mädchen. Ihr vermeintes Gesicht zeigte keinen Zug, wie Liebe und Güte ihn dem Kinder-Anlitze aufgeprägt, keinen Zug glücklicher Sorglosigkeit. Das war ein Gesicht, wie nur ein graufames Gesicht es schaffen konnte, das Gesicht eines Kindes, das vom ersten Augenblicke an den Kampf des Lebens hatte aufnehmen und sich durchringen müssen bis zum heutigen Tage, auf diesem Kopf stand eine Anklage gegen die

gräßlichen Launen des Geschickes eingemeißelt, eine Anklage, die tiefes Mitleid mit dem Opfer erregen mußte.

Unter Schwichzen erzählte sie mir ihre Geschichte. Bei ihren Pflege-Eltern habe sie Dinge gesehen, die sie nicht ertragen konnte, so daß sie „heim“ ging. Dieses „Heim“ bestand aus zwei Stuben, in denen fünf Menschen wohnten. In der Schule habe sie stets gute Zeugnisse erhalten, auch im Betragen. Aber während der Zeit der Messe, als alle die anderen Kinder Geld hatten, sei sie der Verjuchung unterlegen und habe ein einziges Mal zwei Mark gestohlen. Nur weil sie in ihrer Gutmütigkeit andere Kinder an diesem Schatz teilnehmen ließ und ihnen Geld schenkte, sei sie von den Polizisten gefaßt und jetzt bestraft worden.

Die heißen Tränen liefen ihr aus den Augen, die wohl schon viel geweint hatten in ihrem kurzen Leben.

Nach einiger Mühe gelang es mir, den Lehrer zu sprechen, dessen Klasse Anna ein Jahr lang vor der zu Ostern erfolgten Entlassung aus der Schule besucht hatte. Auch hier hörte ich nur ein günstiges Zeugnis. Er habe der Anna eine solche Tat nicht zugestanden; sie sei keine glänzende Schülerin gewesen, habe sich aber nichts zuschulden kommen lassen und im Betragen die Note „gut“ erhalten. Der Lehrer drückte mir seine Verwunderung darüber aus, daß man sein Gutachten über das Mädchen nicht angehört habe, wie es doch sonst in berartigen Fällen üblich sei. Erst durch die Zeitung habe er von der Gerichtsverhandlung erfahren.

Bei dem Rechtsanwalte hörte ich, daß eine Verurteilung gegen das Urteil einer Strafkammer unmöglich sei; nur aus formalen Gründen könne die Revision eingeleitet werden, jedoch sei diese Maßregel in dem vorliegenden Falle nicht angebracht. Man habe sich aber an die Staatsanwaltschaft gewandt, um der Verurteilung die Vergünstigung des Strafverzuges zu erwirken, die jugendlichen „Verbrechern“ gewährt werden kann. Innerhalb der nächsten 14 Tage muß es sich entscheiden, ob die 14jährige Anna Lambrecht die ganze Schärfe des Gesetzes wird fühlen müssen, oder ob man diesem umhergestohlenen Stiefkinde des Schicksals wenigstens noch im letzten Augenblicke einige Milde zeigt.

Während des Heimweges dachte ich an die Versehen und Irrtümer meiner eigenen Jugend. Ich dachte an die zahlreichen meiner früheren Schüler, die, inmitten glänzender Verhältnisse und weiser Ermahnungen aufgewachsen, sich dennoch so schwerer Vergehen schuldig machten, daß die Schuld des ausgetretenen Kindes vor der Schuld dieser Lieblinee des Schicksals verbleibt. Milde und Liebe führten sie wieder auf den rechten Weg und heute sind sie der Stolz ihrer Eltern und der Gesellschaft. Ich dachte auch an diesen Koloss des Staates, der alle seine ungeheuren Machtmittel aufbietet, um den Buchstaben des Gesetzes an einem verlassenen, im Elend kämpfenden Kinde zu rächen. Und dann dachte ich an Anna Lambrecht, wie sie sein wird, wenn sie drei Wochen im Gefängnis zugebracht hat, wie die letzte Spur ihrer 14jährigen Jugendliebe unter Tränen und den zynischen Wiken ihrer Zellengenossen fortschmelzen wird, wie der Erieb der Selbsterhaltung ihre Kinderseele mit eisiger Kruste umgeben muß, und wie sie verachtet, geschändet, mit einem Brandmale auf der Stirn in das deutsche Vaterland zurückkehren wird, dessen Gesetzesparagrafen auf 14jährige Kinder lauern.

Ober wird das Vaterland diesem Kinde endlich einmal eine Spur der Liebe zeigen, die allsonntäglich auch von den Heidelberger Kanzeln gelehrt und den Heiden und Wilden gegenüber als Grundlage unseres Staatswesens gepriesen wird?

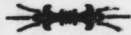
W. v. M. in der Frankf. Zeitung.

Aus Kunst, Wissenschaft und Leben.

Ein Riesengorilla. Schon zu wiederholten Malen war berichtet worden, daß man am Oberlauf des Lom und des Sanga in Kamerun riesige Affen gesehen habe, die sogar Karawanen angegriffen haben sollten. Wenn diese Berichte bisher allerdings zweifelhaft begegneten, so sind sie jetzt durch zwei Photographien bestätigt worden, die Eugène Bruslau der französischen Zeitschrift La Nature übersandt hat, und die in dieser veröffentlicht werden. Das abgebildete Tier, das die Krümmung des Kopfes und besonders des Schädels, des Gesichtes und der Ohren als einen Gorilla erkennen läßt, unterscheidet sich jedoch von dem Gorilla, den man am Gabun trifft, durch seine riesige Größe. Es maß nicht weniger als 2,30 Meter, und der aufrecht stehende Kadaver erreichte die Größe eines stehenden Eingeborenen. Es wurde in der Nähe von Quessou, dem Hauptort am mittleren Sanga, getötet und gehörte zu einer Bande von drei Tieren, deren Fußspuren man deutlich untersuchen konnte. Das Tier war auf der Brust und auf dem

Bauch fast nackt, während seine Schultern und seine Schenkel mit dichten und langen Haaren bedeckt waren. Die Schulterbreite betrug 1,10 Meter, und die rechte Hand wog allein 2½ Kilogramm. Man brauchte nicht weniger als acht Schützen, um den halb zerlegten Kadaver des Riesens zu der Residenz zu schaffen; er wog 350 Kilogramm. Das Tier weist auch, abgesehen von seiner Größe, einige bemerkenswerte Unterschiede von den Gorillas am Gabun auf.

Eigenartige Entschuldigungszettel. Die Münchner Schulbäder erfreuen sich des Beifalls der lieben Jugend in hohem Grade, während die Mütter der Sache noch hie und da skeptisch gegenübersehen. Interessant sind verschiedene Entschuldigungen, die dem Lehrer vor der Badestunde zu Aug' und Ohr kommen. Eine Mutter erklärt kategorisch: „Mein Kind badet zu Hause.“ — Die Frau Huber scheint gewissen keinen Befehl abhört zu sein, denn sie schreibt: „Indem das mein Lucret vom Baden ein Duzend Leise mit feimbringt, darf er nimmer nicht baden.“ — Der Vater vom kleinen Billi ist sehr konservativ und jeder Neuerung gram; außerdem hat's die Frau Bademeisterin mit ihm verdorben. Er entschuldigt seinen Buben am Jahresanfangs gleich für die ganze Schulzeit: „Zu unsere Zeiten hat's keine Schulbäder überhaupt nicht gegeben und mir sind doch alleweil gesund gewesen. Der Billi braucht nicht baden. Ueberhaupt könnte man das viele Geld für die Schulbäder sparen. Die Frau Bademeisterin weiß so nicht, wie groß sie die Vorhänge an ihre Fenster machen soll. Wer muß sie denn zahlen? Ueberhaupt.“ — Wieder eine Mutter schreibt: „Mein Fritzl kriegt auf dem Baden immer einen so starken Kadaver. Wissens, er ist halt so fein gebaut. Und seins nicht böß, Herr Lehrer. Wir sind eine geachtete Familie.“ — Und die Frau Mayer: „Mein Kind wird so jeden Tag gewaschen, ob's braucht oder nicht.“



Kleine Knackmandeln.

Auflösung aus Nr. 31. 26. Aufgabe: Die Abzählung erfolgt das erste Mal von 1 aus über 2, 3 usw. Das zweitemal von 4 aus zurück über 3, 2, 1 usw. Bei der ersten Zählung scheiden nach einander aus 3, 6, 2, 7, 5, so daß die Studenten 1 und 4 zuletzt übrig bleiben und die Sechse zahlen müssen. Das zweitemal scheiden der Reihe nach aus 2, 6, 3, 5, 7, und wiederum bleiben die beiden Spötter 4 und 1 übrig.

Bei der dritten Auszählung, bei der Jakob sich selbst mitzählt, setzt er sich zwischen die Studenten 5 und 6. Die andern bleiben sitzen wie bisher. Er beginnt bei sich selbst zu zählen über 6, 7, 1 usw. Es scheiden der Reihe nach aus: 7, 3, Jakob, 2, 6, 5. Und zum drittenmal tragen 1 und 4 außer dem Spott den Schaden davon, denn sie müssen nun auch des Juden Sechse mitbezahlen.

Richtige Lösungen sandten ein Th. Stummer, E. Fischer, P. Anorre, G. Wegger, O. Reichmann, Anna Rams (auch die falsch gestellte Aufgabe ist von Ihnen richtig gelöst worden, indem Sie beim Zählen bis drei jedesmal einen Überbrungen haben) und Maximilian in Halle; C. Frommknacht in Hadewell; Martha Andra in Tollwitz (die Darstellung der Lösung ist nicht recht klar).

Dreiflaßen der Rätsellede.

Maritimus. Nicht nicht wollen sondern nicht können, fintenalen er keinen bei der Hand hatte. Nörgler hier, Duerkopf dort; was sich liebt, neckt sich. Aber — um Ihnen auf Ihr freundliches „sanitatom aeternam“ gleichfalls ein lateinisches Zitat an den Kopf zu werfen — wenn sich zwei unserer Mandelnacker in die Haare geraten, gilt für uns Vergäll: „Non nostrum tantas componere lites.“ — Den Gruß aus dem „Auslande“ mit Dank erhalten.

Neue Aufgabe.

97. Ein gnädiger Herr ließ an 13 Ortsarme anläßlich eines Familienfestes je 1 Mk. verabreichen. Sein Verwalter sollte die Anstetlung vornehmen. Da fand sich als Bierzehnte ein altes Mütterchen ein, das einmal einen Korb Kartoffeln vom Acker des „gnädigen Herrn“ ohne dessen Erlaubnis geholt hatte. Die Greisin sollte nichts erhalten. Um das aber nicht zu unfällig zu machen, stellte der Verwalter die 14 Armen in eine Reihe auf, zählte jedesmal bis zehn und gab jedem Zehnten die Mark. Wichtig ging das alte Mütterchen leer aus. An welchen Platz hatte der Verwalter das Mütterchen gestellt?

Lösungen sind bis jeden Dienstag mittag unter Namensnennung zu senden an

Redaktion des Volksblattes, Rätsellede der Unterhaltungsbeilage.

Nachträglich einlaufende Lösungen können nicht mehr berücksichtigt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Arthur Wolfenbuh in Halle. — Druck der Halle'schen Genossenschaftsdruckerei.